

UMSCHAU

Heiligkeit ohne Transzendenz?

|| Anne Tylers „Back When We Were Grownups“

Nach vielen erfolgreichen Romanen, die sich mit den Problemen des amerikanischen Mittelstandes befassen, hat Anne Tyler versucht, in ihrem Roman „Saint Maybe“ ein bewußt heiliges Leben in der Tradition des Christentums als einen Weg aus den Verwirrungen und Katastrophen der Postmoderne aufzuweisen¹. Nach zehn Jahren und zwei weiteren Büchern, die sich fast ausschließlich auf weltliche Belange beschränken, nähert sie sich wieder dem Thema von Saint Maybe. In „Back When We Were Grownups“² prüft sie die Möglichkeiten und Grenzen eines heiligen Lebens in einer Welt ohne Transzendenz.

Ihre Heldin Rebecca muß sich nach Abbruch ihres Studiums mit dem *Lebensstil der Postmoderne* auseinandersetzen. Sie hat Joe Davitch, einen älteren geschiedenen Mann, geheiratet. Tina, seine lebenshungrige Frau, hat ihn mit drei kleinen Mädchen sitzen lassen, die Rebecca schlecht und recht aufgezogen hat. Patch, Bidy, NoNo und Rebeccas eigene Tochter Min Foo sind nun erwachsen und bieten Musterbeispiele des neuen Lebensstils. Min Foo hat zwei Kinder und erwartet ein drittes. Alle haben verschiedene Väter, von denen sie sich unmittelbar nach der Geburt des Kindes scheiden ließ. Warum dieser dauernde Wechsel? Vielleicht versucht sie auf diese Weise so viele andere Lebensweisen wie nur möglich „anzuprobieren“ und auszuprobieren. Rebecca fürchtet, daß ihre Tochter auch ihren dritten Mann verlassen wird. Aber sie vermeidet alle kritischen Bemerkungen und nimmt alles mit gutigem Humor hin.

Ihre drei Stieftöchter leben ebenfalls in prekären Umständen. Patch hat einen Sportlehrer geheiratet, mit dem sie sich oft zankt. Bidy war mit einem Mann verheiratet, der Selbstmord beging. Sie lebt nun mit dessen homosexuellen Bruder, der sich der Erziehung ihres Kindes widmet, in einem undurchschaubaren Verhältnis.

Doch Tina verkörpert wohl den äußersten Fall postmodernen Denkens und Handelns. Sie erscheint bei der Hochzeit NoNos, und ihre drei Töchter wetteifern um ihre Gunst, obwohl sie ihnen erklärt, daß „Liebe nichts als Verschwendung ist. Sie ist kostspielig, sie ist un bequem, sie ist zeitraubend, sie ist schludrig.“

Ohne sich dessen zunächst bewußt zu sein, lösen Tinas Behauptungen bei Rebecca eine schwere Krise aus. Sie hat den größten Teil ihres Lebens damit verbracht, ihr eigentlich fremde Menschen zu versorgen. Schon nach sechs Jahren kam ihr Mann bei einem Autounfall ums Leben. Seine Angehörigen sind eine eigenartige Familie: „ein trübseliger Haufen“, in der Geisteskrankheit und Selbstmord häufig sind. Aber sie erwerben ihren Lebensunterhalt damit, in ihrem altmodischen Haus in Baltimore fröhliche Gesellschaften zu geben. Rebecca hat viele Jahrzehnte dieses Geschäft geführt und als Gastgeberin mit „nie nachlassender Fröhlichkeit“ ihre zahlreichen zahlenden Gäste bei guter Stimmung zu erhalten. Ohne übernatürliche Beweggründe wirkt sie wie eine Heilige unter ihren bedrückten und bedrückenden Mitbürgern.

Ihre Heiligkeit scheint sich vor allem durch eine Tugend auszuzeichnen. Die vom Standpunkt „politischer Korrektheit“ entwickelte postmoderne Ethik verlangt, daß man sich in Denken, Reden und Handeln nie ein Urteil über seine Mitbürger bilden darf. Die Forderung der Bergpredigt, unsere Mitmenschen nicht zu „richten“, erscheint nun als das Gebot, nie „judgmental“ zu sein. Immer taucht dieses im Amerikanischen neu gebildete Adjektiv warnend auf, wenn wertgebundene Unterscheidungen getroffen werden, die eine qualitative Identität der schier endlosen Verschiedenheiten der Rassen, des Volkstums, der Religion und des sexuellen Verhaltens in Frage zu stellen

drohen, weil ein wesentlicher Unterschied zwischen gut und schlecht, schön und unschön, natürlich und unnatürlich festgehalten werden soll. Rebecca ist nie „urteilsfreudig“ und erscheint so als vorbildliche Heilige postmoderner Toleranz. Aber nach den sarkastischen Bemerkungen Tinas steht sie am Scheideweg. Denn eigentlich hält sie sich nicht dafür bestimmt, anderen Menschen zu dienen, sondern dafür, sich als ein geistig orientiertes Individuum mit Studieren und Musizieren auf ihre „Selbsterfüllung“ zu konzentrieren.

Sie glaubt, sie hätte dieses Ziel mit Will, einem Kommilitonen ihrer Studienzeit, erreichen können. Aber vielleicht ist es noch nicht zu spät, „die falsche Wirklichkeit“ ihrer Existenz hinter sich zu lassen und mit ihrem Freund zu „dem wahren und wirklichen“ Zustand ihrer selbst, als sie beide „schon erwachsen waren, zurück-zukehren“.

Sie nimmt die Verbindung mit Will, der Professor an einer Universität nicht weit von Baltimore ist, wieder auf, um auf diese Weise ein anderes Gebot der Postmoderne zu erfüllen. Einerseits wird erwartet, daß man alle und alles kritiklos und sich selbst entäußernd „akzeptiert“, andererseits darf und soll jedes Individuum sich nach besten Kräften seiner Veranlagung und seinen Neigungen nach „ausleben“. Man sieht nicht, daß sich diese Kreise überschneiden, bis eines der Gebote überschritten wird. Denn wie weit kann sich jede Einzelperson ausleben, ohne den anderen „kritisch“ ins Gehege zu geraten? Rebecca erfährt diese Wahrheit schmerzhaft in ihrem Verhältnis zu Will, der sie durch seine lieblose Kritik mehrfach verletzt. Auch fehlt ihm die Einbildungskraft, um ein guter Gefährte auf dem Weg zur Selbsterfüllung zu sein.

Von den getäuschten Hoffnungen und der endgültigen Desillusion überwältigt, fällt sie in einen Zustand tiefer Trauer, über den ihr selbst die tägliche Arbeit und die Begegnung mit anderen Menschen nicht hinweghelfen kann. Durch maßloses Essen versucht sie vergeblich ihren Kummer zu überwinden. Sie gerät an den Rand der Verzweiflung, als eine Kundin sie um eine Gesellschaft für eine ihr erstes Kind erwartende junge Frau bittet. Alles soll die Freude und Schönheit des Lebens ausdrücken. Denn, so er-

klärt die Dame, der kleine Junge, der schon vor der Geburt an einer unheilbaren Krankheit leidet, soll ein vollkommenes Leben haben, „da er es nur so kurze Zeit genießen kann“. Rebecca ist zutiefst erschüttert und erkennt, „daß die Geschichte dieses Babys eigentlich die verkürzte Form jeder Lebensgeschichte ist. Werde geboren, stirb. Nichts weiter als das.“

Sie erinnert sich an den fraglichen Trost, den ihr Schwager Zeb ihr nach dem Tod ihres Mannes zu geben versuchte: „Gott läßt dir nie mehr auf als du verkraften kannst.“ Wütend hat sie ihn gefragt, wer so etwas zu sagen wage. Über Zeb's unsichere Antwort: „Gott vielleicht“, konnte sie nur lachen, „selbst als ihr die Tränen übers Gesicht strömten“. Der Glaube an einen Gott der unendlichen Liebe, der in „Saint Maybe“ als eine Möglichkeit, das Elend unserer Welt zu überwinden, erscheint, ist in Rebeccas Leben in unerreichbare Ferne gerückt. Es fällt auf, daß Christen, unter ihnen auch Katholiken, nur noch am Rand erwähnt werden. Sie haben keinen Einfluß auf das Geschehen. Selbst die ihren weißen Herrschaften selbstlos dienenden Schwarzen, die seit Mark Twain und William Faulkner in der amerikanischen Literatur so oft wahre Zeugen der Botschaft Christi sind, haben nun keine Bedeutung mehr.

Alice Farmer spielt diese Rolle in Rebeccas Haus. Als Poppy, der fast 100jährige Onkel Zeb's und Joes, den Rebecca nach dem frühen Tod seiner Frau schon viele Jahre lang versorgt hat, ins Krankenhaus eingeliefert wird, weist er Alices Gebet ab, und Rebecca will nichts von der ihr zur Erleichterung ihres Elends von Alice angebotenen „Gabe des Heilens“ wissen. Die kühle Reflexion der geistigen Arbeit scheint ihr einen anderen Weg zur Wahrheit und zum Heil zu bieten. Aber ihr Geschichtsstudium in der Bibliothek führt nur zu der Einsicht, daß es in der Geschichte der Menschheit keine großen Ideale gibt. Alles wird mehr oder weniger vom „trivialen Zufall“ bestimmt.

Keine theoretische oder gar theologische Erkenntnis kann Rebecca auf den Weg des Heils leiten. Sie findet den *Sinn des Lebens* durch ein alltägliches Erlebnis, in dem der Leser das Wirken Gottes sehen mag, das jedoch Rebecca bis zum Ende des Buches verborgen bleibt und

sie selbst dann nur indirekt berührt. Als ihre Stieftochter NoNo sich beklagt, daß ihr Mann Barry sie nur deshalb geheiratet hat, weil sie ihn von den lästigen Arbeiten des täglichen Lebens befreit und so für ihn sehr „nützlich“ ist, erklärt ihr Rebecca: „Wir alle lieben unsere Mitmenschen wenigstens teilweise deshalb, weil wir sie für nützlich halten.“ Diese Überlegung führt sie zurück in den Kreis der hilfsbedürftigen Menschen in ihrem Haus. War es nicht ein Dienst der Liebe, in dem sie so viele Jahre lang aufging, ohne zu klagen und ohne zu verzweifeln?

In diesem Sinn bereitet sie die Feier des 100. Geburtstags Poppys vor. Der alte Mann wollte ein „vollkommenes“ Fest und ist nicht enttäuscht. Er bedankt sich in einer Rede, in der er jede Kleinigkeit seines langen Lebens preist. Rebecca erscheint sie wie „ein Bericht an den Himmel am Ende unserer Zeit auf Erden“, wenn wir Gott unsere „persönlichen Erlebnisse“ mitteilen werden, als eine Art Dankgebet zu seiner größeren Ehre.

Wenn am Anfang des Romans Rebeccas Heiligkeit als die Erfüllung eines Gebotes des postmodernen Lebensstils erscheint, nähert sie sich am Ende der Erfüllung des größten Gebotes des Evangeliums, des Gebotes der Nächstenliebe. Rebecca ist wieder froh und zufrieden. Denn sie erkennt, daß ihr Leben in der rechten Bahn verlaufen ist, trotz ihrer unerfüllten Wünsche und Erwartungen. Vielleicht ahnt sie nun sogar dunkel, daß das ästhetische Leben, das sie mit Will plante, eine über ihre Kraft hinausge-

hende Bürde gewesen wäre, vor der sie Gott, der niemanden über seine Kräfte versucht, bewahrt hat.

Dieser Schluß mag von Poppys Gedicht, das er zur Erinnerung an seine geliebte Frau verfaßt hat, bestätigt werden. Bisher hat Rebecca ihn immer unterbrochen, wenn er es vortragen wollte und erst am Ende des Buches bei der Feier seines 100. Geburtstags kann er es ganz rezitieren: „You're given a special welcome / When you get to heaven late. / The journey may be lonely, / But the end is worth the wait. / The sight of your beloved, / smiling at the gate.“

Es sei erlaubt, es auf Rebeccas Fall bezogen wie folgt wiederzugeben: „Ein eigener Gruß erwartet dich, / Wenn zum Himmel du kommst spät. / Einsam mag die Reise sein, / Doch lohnt sich dein Gebet. / Wenn lächelnd dein geliebter Mann / am Tor des Himmels steht.“

Obwohl die religiöse Bedeutung der Zeilen durch die geistigen Voraussetzungen des Romans immer noch in unbestimmte Ferne gerückt ist, mögen sie seine letzte Aussage sein.

Rainulf A. Stelzmann

¹ R. A. Stelzmann, Das Problem der Heiligkeit in unserer Zeit. Die Romane Anne Tylers u. Ann Patches, in dieser Zs. 211 (1993) 489-500.

² New York: Knopf 2001.274 S. Ln. US\$ 25,-. Der Roman erschien viele Wochen auf der Bestsellerliste der New York Times und hält immer noch den 14. Platz auf der Rangliste des amerikanischen Buchhandels, die etwa 500 000 Bücher nach ihrem Verkaufserfolg aufführt.